

Auge in Auge

Tamara Grcic bei „reel to real“ im Mousonturm

Acht Jahre sind eine lange Zeit. Nicht dass wir wirklich nachvollziehen könnten, dass die kaum genug zu preisende Reihe „reel to real“ im Mousonturm vermutlich bald zu Ende geht. Denn wo sonst in Frankfurt hätten Experimentelles, Raritäten, Kuriositäten, hätte der Film als Kunstform noch ein dauerhaftes Podium? Doch nach acht Jahren kann selbst ein gut funktionierendes Format wie „reel to real“ mit seinem Anspruch, alle Arbeiten im Original zu zeigen, schon einmal an seine Grenzen gelangen. Weniger, weil Tamara Grcic ihre Filme auf abgefahrenen Formaten wie 65 oder 70 Millimeter drehte, im Gegenteil. Schon bald nach ihrem Studium bei Peter Kubelka an der Städelschule hat die 1964 in München geborene Künstlerin das Zelluloid zugunsten des Videos drangegeben.

„Original“ heißt in diesem Falle vielmehr schlicht: Kontext. Denn wenn eine Arbeit wie „Bolek“ aus dem Jahr 2000 eigentlich als Monitorarbeit und nicht für die Leinwand konzipiert ist, wenn darüber hinaus Grcic' Filme der vergangenen Jahre ausnahmslos im Zusammenhang mit anderen Werken, mit Fotografien und Installationen etwa entstanden und in Ausstellungen gezeigt worden sind, dann mag man nachvollziehen, dass die Künstlerin selbst diesen ausschließlich auf ihr filmisches Schaffen konzentrierten Abend als „ein wenig eigenartig“ erlebte. Und im Fall des noch während ihres Studiums auf 16 Millimeter gedrehten, formal noch deutlich in der Tradition der Kubelka-Schule stehenden „Catch“ gar eingeständenermaßen „fast ein wenig erschrocken“ ist. Für das Publikum galt das freilich keineswegs.

Und doch hat Grcic, die im Rahmen des Projekts „Rossmarkt hoch drei“ gerade von einer Schülerjury ausgewählt wurde, im Herbst den gleichnamigen Frankfurter Platz zu bespielen, nach Abschluss ihres Studiums über Jahre überhaupt keine Filme mehr gedreht. Bis sie

im Kontext ihres konzeptuell zu charakterisierenden Gesamtwerks zu einer Filmsprache fand, die vordergründig ungleich narrativer daherkommt und zugleich bestrebt ist, die Erzählung, das Porträt, das jeweilige Thema etwa mit den Mitteln des Schnitts formal zu konkretisieren oder gar zu unterlaufen.

„Für mich“, so die Teilnehmerin der letzten Biennale im Gespräch mit Moderatorin Marie-Hélène Gutberlet, „ist weniger die Geschichte wichtig, als eine Geschichte zu bauen.“ Das „Aufzeigen von Zuständen“ auch, wie es exemplarisch in Filmen wie „Lucy, Avonmouth“ oder „im Auge“ deutlich wird. Tagelang hat die Frankfurter Künstlerin für diese kurzen vier Minuten mit einer Schauspielerin geprobt. Um dann, in einer einzigen ungeschnittenen Einstellung die Augenpartie ihrer offensichtlich todmüden Protagonistin zu fokussieren. Eine so private wie der Öffentlichkeit preisgegebene und ob ihrer Intimität beinahe ein wenig peinlich berührende Situation für Filmemacherin, Modell und den eigentlich doch gänzlich unbeteiligten, unerkannt im Dunkel sitzenden Betrachter gleichermaßen.

Auge in Auge mit einer fremden Frau, deren Lider schwer und schwerer werden, flackern und sich für Sekunden schließen, dann blinzeln, bevor sich die Augen doch noch einmal öffnen, erneut schließen und zurücktreten und hinter geschlossenen Lidern bewegen wie im Traum. Das ist alles. Doch die Ambivalenz von Nähe und Distanz, Stillstand und Bewegung, Entspannung und körperlichem Ausgeliefertsein in jenem langen, im Fokus der Kamera gedehnt erscheinenden Augenblick zwischen Wachen und Schlafen, auf dem schmalen Grat zwischen bewusstem und unbewusstem Zustand, verleiht „im Auge“ eine Intensität, der man sich kaum entziehen kann. CHRISTOPH SCHÜTTE

Die nächste Veranstaltung der Reihe „reel to real“ widmet sich am 19. Juni unter dem Titel „I love my neurosis and my neurosis loves me“ Zwängen, Begierden, Ängsten und Abgründen.

Schöne Melodien, dunkle Poesie

Das Trio Patty Moon in der Brotfabrik

Im Sport würde es wohl heißen, die Band „hat einen Lauf“. Immerhin wurde Patty Moon unlängst von Hans W. Geißendörfer um Songs für seinen jüngsten Spielfilm „In der Welt habt ihr Angst“ gebeten. Wenig später bekam Sängerin Judith Heusch auch nach das Angebot, eine neue Figur in Geißendörfers „Lindenstraße“ zu spielen. Letzteres nimmt sie mit einigem Humor, wie Heusch im Lauf des Konzerts in der Brotfabrik erzählt. Zwölf Folgen habe sie gedreht, das könne man mal machen, und meistens sei es auch lustig gewesen. Lakonisch weist sie noch darauf hin, dass die Songs, die sie für die „Lindenstraßen“-Figur Kitty König geschrieben hat, natürlich nichts mit ihrer eigenen Persönlichkeit zu tun haben. Einer davon, das amerikanisch angehauchte „Grizzly Girl“, entwickelt auch auf der Bühne einen gewissen Charme.

So nonchalant Judith Heusch mit ihren Moderationen ein Lächeln auf die Gesichter des Publikums zaubert, so vergleichsweise traumverloren oder melancholisch wirken die Gedankenwelten ihrer Songs. Dunkel-poetische Stimmungen sind nicht nur auf dem jüngsten Album „Mimi & Me“ öfter in der Nacht oder unter Wasser unterwegs. Die Kompositionen Patty Moons strahlen hingegen romantische Wärme aus, schwingen zuweilen sogar im Walzertakt oder wecken mit Musette-Akkordeon ein wenig Jahrmarkt-Erinnerungen. Viele Songs kommen ohne Schlagzeug aus und entziehen sich dadurch oberflächlichen Pop-Hörgewohnheiten. Während bei

manchen Aufnahmen der CD noch das gesamte Pellegrini Quartett im Studio spielte, genügt live der versierte Cellist des Ensembles, Helmut Menzler, um mit Heusch und dem Multinstrumentalisten Tobias Schwab wunderbar subtile Arrangements zu entwickeln. Inmitten der kammermusikalischen Transparenz wirken Nuancen umso stärker. Wobei Klavier, Cello, Gitarre und Stimme manchmal auch sublimale Energie andeuten, ohne die Dynamik auf etwaige Rock-Spitzen zu treiben.

Man könnte meinen, dass die Arbeit vor der Kamera Judith Heuschs Bühnenpräsenz beflügelt hat. Selbst im Vergleich zur ausgefeilten CD-Produktion scheint ihr klarer Gesang kraftvoller, tiefergründiger und weniger verwehnd. Pathetische Aufschwünge, jähe Ausbrüche oder triviale Mitsing-Refrains sind nicht ihre Sache, lieber lockt Heusch mit schönen Melodiebögen, die sich unaufdringlich im Bewusstsein festsetzen. Bisweilen begleitet sie sich selbst am Flügel, wenn Tobias Schwab zarte Muster auf der akustischen Gitarre pickt, verhaltene Phrasen auf der E-Gitarre spielt oder mit elegantem Klarinetten-Ton der Stimme Kontra gibt. Auch Schwab setzt sich mehrfach ans Klavier, beide Pianisten changieren zwischen lyrischen und fließenden Motiven. Cellist Menzler verdichtet mit Stakkati, Pizzikati und interessanten Harmonien mal den Rhythmus, mal die Atmosphäre der Stücke. Nur ganz selten wird der Computer für Beats oder schwirrende Elektronik-Sounds aktiviert. NORBERT KRAMPF

Auf dem Weg ins Kloster

Die Frankfurter Kantorei zu Gast im hr-Sendesaal

Gäbe es einen Preis für die außergewöhnliche Gestaltung von Konzertprogrammen, hätte die Frankfurter Kantorei für die Werkauswahl ihres jüngsten Abends zumindest eine Nominierung verdient. Unter der Leitung von Winfried Toll erklangen im Sendesaal des Hessischen Rundfunks gleich drei ganz besondere Werke: Das Requiem op. 48 von Gabriel Fauré, Francis Poulencs „Concerto pour orgue, cordes et timbales“ und die „Chichester Psalms“ von Leonard Bernstein.

Das Requiem, das einzige größere Werk Faurés mit einem religiösen Text als Grundlage, entstand 1887. Mit 42 Jahren schrieb es der Komponist zwischen dem Tod seines Vaters und dem seiner Mutter. Mit dem Konzert für Orgel, Streicher und Pauken begegnet man nicht dem amüsanten Poulenc, eher einem Poulenc „auf dem Weg ins Kloster“ – wie der Komponist, der durch den Tod eines Kollegen zu einer neuen religiösen Überzeugung gefunden hatte, sich zu seinem Werk äußerte. Bernsteins „Chichester Psalms“ in hebräischer Sprache schließlich entstanden 1965 in einer Phase, in der sich der Komponist von der Zwölftonmusik abwandte und nach für ihn authentischeren Ausdrucksmöglichkeiten suchte. Die Psalmvertonungen sind eine Auftragskomposition des De-

kans der Kathedrale von Chichester für das südeingliche Southern Cathedrals Festival.

Ausdrucksstark, stimmlich souverän und in facettenreicher Klanglichkeit meisterte die Frankfurter Kantorei die beachtlichen Herausforderungen der drei Kompositionen. Auch das Zusammenwirken von Chor und Orchester – der überaus klangschön, konzentriert und gewandt agierenden Camerata Frankfurt – gelang unter Winfried Tolls suggestiver, unpräziser Sinnzeichengebung in bemerkenswerter Geschlossenheit. Besonders in Erinnerung bleiben mochten etwa die stimmungsvoll-tröstend von Moll nach Dur changierenden Harmonien bei Fauré, die sanft schwingende Melodik und die scharf kontrastierenden, gleichsam monolithartig aufragenden Orgelklänge bei Poulenc, aber auch die heikle Harmonik und die komplexe, perkussiv bestimmte Rhythmik bei Bernstein. Mit dem Bariton Björn Bürger, dem Organisten Peter Scholl und dem Paukisten Simon Bernstein erlebte man souverän gestaltende Solisten. Große Anerkennung verdienen Philipp Gerein und Benedikt Schardt, Knabensolisten des Mainzer Domchors, die die Knabensoli im Fauré-Requiem und in den „Chichester Psalms“ übernahmen. JOACHIM WORMSBÄCHER



Am Ende ein Feuerwerk: Holk Freytag vor einigen Tagen bei der Vorstellung des Ensembles in der Stiftsruine

Foto: Alexander Wittke

„Theater muss Geschichten erzählen“

Holk Freytag ist ein alter Theaterhase. Die Leitung der Bad Hersfelder Festspiele fordert den früheren Intendanten des Staatsschauspiels Dresden noch einmal heraus.

Von Hans Riebsamen

Sein altes Theater, das Staatsschauspiel Dresden, ist eine „Luxusbude“ gewesen im Verhältnis zu seiner jetzigen Spielstätte. Dennoch hat Holk Freytag sofort zugesagt, als ihm der Job des Intendanten der Bad Hersfelder Festspiele angeboten wurde. Warum? „Weil ich Spaß am Theater habe“, gibt Freytag zur Antwort, um ironisch hinzuzufügen: „Wo bekommt man als fast Achtundsechzigjähriger sonst noch eine solche Chance.“ Nach zwei Jahren Bad Hersfeld hat er gelernt, dass bei einem Festival alles anders ist als beim Stadttheater.

Ein wenig fühlt sich Freytag an seine Anfänge in Moers zurückversetzt, wo er vor mehr als drei Jahrzehnten das Schlosstheater gegründet hat. Auch dort verfügte er nicht wie später in Dresden über einen großen Stab von Mitarbeitern, sondern arbeitete mit einem kleinen Kernteam. Und wie dort muss Freytag auch in Bad Hersfeld den Spielbetrieb weitgehend über den Verkauf von Eintrittskarten finanzieren. 70 Prozent des Festspiel-Etats muss Freytag selbst einspielen, bei Staatstheatern liegt die Quote bei 15 Prozent. „Die Quote“, so formuliert der Intendant zurückhaltend, „ist in Hersfeld nicht unwichtig.“

Die beste Quote erzielen mittlerweile auch bei einem Festival, das traditionell das Schwergewicht auf die klassischen

Stoffe legt, die Musicals. In diesem Jahr wartet Bad Hersfeld mit Andrew Lloyd-Webbers „Sunset Boulevard“ auf. Für die Hauptrolle konnte Freytag mit Helen Schneider einen Star dieses Genres gewinnen. Darüber hinaus nimmt er die „West Side Story“ wieder auf, die 2009 noch unter Freytags Vorgängerin Elke Hesse in der Stiftsruine Premiere hatte. Vor diesen beiden Produktionen probiert es Freytag mit einer Neuheit – mit dem Familienmusical „Das Dschungelbuch“, dessen heutige Aufführung die Festspiele eröffnet. Mit Shakespeares „Hamlet“ bekommt auch die Klassik ihren Platz.

Bei einem Festival ist normalerweise schon vor der Premiere entschieden, ob das Programm ein Publikumerfolg wird. Denn ein Gutteil der Tickets wird im Vorverkauf erworben. Die Zuschauer entscheiden sich in erster Linie nach dem Stück und nach den Schauspielern. Bühnendargesteller, die deutschlandweit bekannt sind, muss man freilich heutzutage mit der Lupe suchen, die Will Quaddfliegs sind abgelöst worden von einer Generation von Schauspielern, welche man vor allem aus Funk und Fernsehen kennt. Doch oft taugen die Größen aus deutschen Filmserien nicht für ein Riesen-theater, wie sie die Stiftsruine darstellt. „Was nützt Bekanntheit, wenn die Stimme des Schauspielers nicht über die ersten acht Reihen hinaus trägt?“, sagt Freytag. Die Sprechfähigkeit eines Darstellers war denn auch für Freytag ein entscheidendes Kriterium bei der Auswahl der Schauspieler.

Ein Stück, so steht es in seinem Vertrag, inszeniert der Intendant. Freytag hat sich Umberto Ecos „Der Name der Rose“ ausgewählt. Warum einen Roman und kein Theaterstück? „Weil es eine saftige Geschichte ist“, begründet Freytag seine Wahl. In Deutschland mangle es an tol-

len Stoffen, sagt der Intendant. Deshalb griffen Theatermacher wie er immer mal wieder zu einem Roman. Denn: „Theater muss Geschichten erzählen.“ Freytag hat gute Erfahrungen mit der Adaption von Romanen für die Bühne gemacht. In Dresden hat er Thomas Manns „Der Zauberberg“ dramatisieren lassen, das Stück wurde fünf Jahre lang mit großem Erfolg immer wieder aufgeführt.

„Die Probleme des modernen Europas sind im Mittelalter entstanden“, zitiert Freytag den italienischen Erfolgsautor Eco. Der Intendant will als Regisseur nicht den Fehler machen, Ecos „Name der Rose“ als „Fernseh-Tatort“ zu inszenieren. Ihm geht es nicht allein um den Kriminalfall im Kloster, sondern um jene geistigen Strömungen des Mittelalters, die Eco in seinem Bestseller aufeinander treffen lässt. Einen besseren Schauplatz für das Klosterdrama als die mittelalterliche Stiftsruine dürfte sich für den „Namen der Rose“ kaum finden. Damit's eine wirklich saftige Inszenierung wird, lässt Freytag am Ende, wenn das Kloster in Flammen aufgeht, die Feuerwerker richtig krachen und knallen.

Freytag ist ein alter Theaterhase. Angefangen hat er 1968 mit einem Theaterkeller in Neuss. Während seiner Intendantenzeit in Moers arbeitete er zeitweise parallel als Regisseur und Chefdrumaturg am Stadttheater Hildesheim. Bundesweit einen Namen machte er sich in Wuppertal, wo er von 1988 bis 1996 als Generalintendant die Bühnen leitete. Als 1996 die Wuppertaler Bühnen und das Musiktheater im Revier zum Schillertheater NRW fusionierten, übernahm er die Schauspiel-Intendanten. Noch zwei Jahre läuft Freytags Vertrag in Bad Hersfeld. Dass er ihn erfüllen wird, ist für diesen Theaterbesessenen keine Frage.

Produktwarnung

Risiko spontanen Glasbruchs bei kleinen Scheiben

Liebe Kundin, lieber Kunde,

die Qualität unserer Produkte ist uns sehr wichtig. Bei einem bestimmten Typ kleinformatiger Glasscheiben, die zwischen 1997 und 2003 hergestellt wurden, haben wir ein geringfügig vermehrtes Auftreten von spontanem Glasbruch festgestellt. Unter bestimmten Bedingungen, besonders im Winter, besteht ein geringes Risiko, dass die Innenscheibe spontan bricht. In einigen Fällen kann es dabei zum Herabfallen von Glasstücken kommen. Daher haben wir uns entschieden, unsere Kunden mit einer Produktwarnung hierüber zu informieren.

Um zu prüfen, ob in Ihrem Dachfenster eine von dieser Produktwarnung betroffene Scheibe verbaut ist, gehen Sie bitte wie folgt vor:

1. Größencheck:



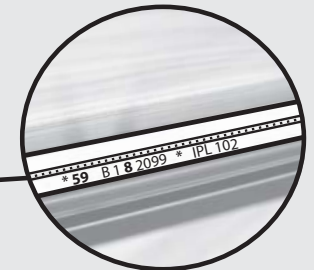
1. Messen Sie die Breite der Glasscheibe. Ist Ihre Scheibe breiter als 39 cm, ist sie nicht von der Produktwarnung betroffen. Beträgt sie 39 cm oder weniger, fahren Sie bitte mit Schritt 2 fort.

2. Scheibencode finden:



2. Öffnen Sie das Fenster und drehen es um 180° nach innen.

3. Scheibencode prüfen:



3. Sie finden den Scheibencode links unten im Scheibenzwischenraum. Betroffen sind nur die Scheiben, welche zwischen den Sternchen an den markierten Stellen die Ziffern 59 oder 34 in Kombination mit 8 oder Y aufweisen.



Video zur Erläuterung unter www.velux-pw.de oder hier per Smartphone-Scan:

VELUX®

Wenn Sie keinen Internet-Zugang haben, rufen Sie uns bitte unter 0800 225 58 35 an und halten Sie den Scheibencode bereit.

Wir empfehlen allen betroffenen Kunden, auf diese Produktwarnung zu reagieren. Wir bedauern sehr, Ihnen Umstände zu bereiten.

VELUX Deutschland GmbH
www.velux-pw.de

Kurz & klein

Sommerpause im Kunst Archiv
Das Kunst Archiv Darmstadt, Kasinostraße 3 (Kennedyhaus), macht vom 24. Juni bis 24. Juli eine Sommerpause. Vom 26. Juli an ist das Archiv wieder wie üblich dienstags bis freitags von 10 bis 13 Uhr geöffnet. *des.*